

Mädchenhaus zieht Notbremse

Notaufnahme für Zwölf- bis 17-Jährige schließt Mitte Mai / Grundfinanzierung für Kriseneinrichtungen gefordert

Von unserer Redakteurin
Elke Gundel

BREMEN. 15 Jahre Mädchenhaus – das ist eigentlich ein Grund zum Feiern. Doch die Stimmung ist getrübt. Denn Mitte Mai will die Einrichtung ihre Notaufnahme schließen, die Mädchen zwischen zwölf und 17 Jahren Zuflucht vor sexueller Misshandlung oder Schlägen bot. Zehn der 29 Mitarbeiterinnen verlieren ihre Jobs. Hintergrund sind Finanzierungsprobleme.

Die Kriseneinrichtung besteht seit 14 Jahren und bietet acht Plätze. Die Entscheidung, sie zu schließen, sei nicht leicht gewesen, sondern eine Art Notbremse, sagt Geschäftsführerin Sabine Weber. Die finanzielle Schiefelage hätte sonst auch die anderen Angebote des Mädchenhauses gefährdet, ergänzt Mitarbeiterin Anna Kirschke-Ast.

Zum übrigen Angebot gehört die Einlauf- und Beratungsstelle für Mädchen samt ihrer online-Beratung. Außerdem werden Aktivitäten und Kurse für Mädchen sowie ein Fortbildungsprogramm für Mitarbeiter aus der Jugendhilfe geboten. Auch der runde um die Uhr besetzte Telefon-Notruf ist Teil der Einrichtung. „Wir versuchen, den Notruf zu halten. Ob es klappt, ist offen“, sagt Sabine Weber. Und schließlich unterhält der Trägerverein eine Mädchen-Wohngruppe.

Die Notaufnahme habe immer wieder Finanzkrisen durchgemacht, erklärt Weber. Hintergrund: Die Stadt zahle einen festen Pflegesatz pro Mädchen und Tag. Allerdings kann eine Notaufnahme ihre Auslastung nicht steuern. Mal ist der Ansturm so groß, dass die Kapazität kaum reicht. Dann wieder bleiben Plätze frei. Die Kosten jagen eine Grundfinanzierung geben“, findet

Anna Kirschke-Ast. Verschärft hat sich die Lage durch neue Vorgaben von Politik und Verwaltung zur so genannten Inobhutnahme von Kindern und Jugendlichen: Ihre Dauer wurde auf vier Wochen begrenzt. Außerdem setzte die Stadt verstärkt auf ambulante Hilfen, erläutert Sabine Weber. So solle eine teure stationäre Unterbringung vermieden werden.

Weniger Aufnahmen, kürzere Verweildauer der Mädchen in der Notaufnahme – das bedeutete sinkende Einnahmen. Dazu kamen inhaltliche Bedenken, ergänzt Weber und gibt ein Beispiel: „Wenn früher ein Mädchen angerufen hat, konnten wir sagen: Wir kriegen es hin, dir zu helfen.“ Das sei heute nicht mehr drin. Inzwischen müssten die Kolleginnen immer öfter erklären: „Ich kann dir nicht garantieren, dass du nicht in deine Familie zurück geschickt wirst.“ Das sei fatal. Denn: „Mädchen funk-

tionieren viel länger. Sie stören nicht wie Jungs. Sie tauchen bei Problemen wesentlich später im Hilfesystem auf als Jungs“, erklärt Weber. Wenn sie sich dann melden, sei es deshalb umso wichtiger, ihnen zu signalisieren: Du bekommst Hilfe. Sonst zögen sich viele Betroffene entmutigt zurück.

Grüne und SPD bedauern das Aus für die Mädchenhaus-Notaufnahme – ziehen aber unterschiedliche Konsequenzen. Jens Cruetger (Grüne) fordert, die Einrichtung zu erhalten. Bremen müsse ermitteln, wie viele Notaufnahme-Plätze nötig seien und sie unabhängig von der Auslastung finanzieren. Aus der SPD-Fraktion dagegen heißt es: Vor dem Hintergrund, dass Inobhutnahmen zeitlich begrenzt wurden, reichen die Fallzahlen nicht aus, um die Einrichtung zu finanzieren. Der jugendpolitische Sprecher der CDU-Fraktion war für eine Stellungnahme nicht zu erreichen.

„Wir brauchen geschlechtsspezifische Angebote“

Psychotherapeutin Michaela Huber bedauert das Aus für die Mädchen-Notaufnahme

Mädchen verarbeiten Gewalterfahrungen anders als Jungen: Sie identifizieren sich mit der Opferrolle. Oft bleiben sie dem Täter der fast immer männlich ist und aus der Familie kommt, trotz aller Qualen emotional eng verbunden, suchen weiter seine Nähe und schaffen es kaum, sich zu lösen. Das belegt die Forschung über Gewalt gegen Mädchen und Frauen, erklärt die Göttinger Psychotherapeutin Michaela Huber (53), die Ende März auf Einladung des Mädchenhauses vor 190 Teilnehmern einen Vortrag in Bremen hielt. Unsere Redakteurin Elke Gundel sprach mit ihr.

Frage: Das Mädchenhaus muss seine Notaufnahme schließen. Wie bewerten Sie das?
Michaela Huber: Das ist außerordentlich bedauerlich. Wir brauchen geschlechtsspezifische Hilfsangebote.

Warum?

Weil es bei Gewalterfahrungen von Mädchen in den meisten Fällen um sexuelle Missbrauch geht. Die Täter sind fast immer Männer und in der Regel Familienangehörige. Zum zweiten, weil es auch ökonomisch sinnvoll ist: Wird den Mädchen nicht rechtzeitig geholfen, verfestigen sich die

Probleme. Die Folgen sind schwere gesundheitliche Probleme wie Ess-Störungen oder Selbstverletzungen. Oft landen junge Frauen deshalb immer wieder in der Psychiatrie, im Krankenhaus oder benötigen andere teure und langwierige Behandlungen. Zudem geht es darum, das Beziehungsmuster, das die Mädchen erleben, zu durchbrechen. Sonst besteht die Gefahr, dass sie die negativen Verhaltensmuster später als Mütter an ihre Kinder weitergeben.

Wie groß ist diese Gefahr?

25 bis 50 Prozent der Frauen, die als Kind sexuell missbraucht wurden, suchen sich einen Partner, der ebenfalls zu sexueller Gewalt neigt – und liefern ihm ihre Kinder aus. Sie haben ihre Rolle als Opfer ebenso verinnerlicht wie die Täterrolle beim Mann. 60 Prozent der Frauen, die als Kind geschlagen wurde, schlugen später ihre Kinder.

Bei wie vielen Mädchen, die sich an eine Einrichtung wie ein Mädchenhaus wenden, spielt sexueller Missbrauch eine Rolle?

Bei mehr als der Hälfte. Aber die Mädchen sagen das nicht gleich. Stattdessen kommen

sie mit Verhaltensauffälligkeiten wie Ess-Störungen, sich selbst schneiden oder sie äußern allgemeine Verzweiflung. Erst wenn sie zur Ruhe kommen, trauen sie sich, über die sexuellen Übergriffe daheim zu reden. Sexueller Missbrauch ist nach wie vor hochgradig tabuisiert.

Müssen Mädchen, die zu Hause Gewalt erleben, auf jeden Fall raus aus der Familie?

Das kommt auf die Familie an. Handelt es sich um einen einmaligen Übergriff in einer akuten Krisensituation, kann und sollte man versuchen, die Familie insgesamt zu stabilisieren. Aber wenn es um ein verfestigtes Beziehungsmuster geht, brauchen die Mädchen Distanz.

Warum?

Sie müssen ein anderes Beziehungsmuster erleben - ganz praktisch. Sie müssen erleben, dass Schläge, Quälereien, sexuelle Übergriffe nicht normal sind. Sie brauchen Zeit in einem geschützten Raum, um zu reifen und selbstbewusster zu werden. Nur so haben sie eine Chance, die alten zerstörerischen Bindungsmuster zu durchbrechen.



Michaela Huber: Das Aus für die Mädchen-Notaufnahme ist bedauerlich.
Foto: FR